



THINK LESS DANCE MORE
LUXA MART*IN SCHÜTTLER

Luxa Mart*in Schüttler arbeitet als Komponist*, Performer* und Medienkünstler* mit einem ästhetischen Schwerpunkt auf der Rekontextualisierung sozialer, medialer, performativer, biografischer oder körperlicher Gegebenheiten von Musik. Dafür setzt Schüttler gezielt auf eine disparate Klanglichkeit, auf strukturelle Unwuchten und sonische Diversität, vielfach durchsetzt mit popkulturellen Bezügen. Häufig entstehen Schüttlers Arbeiten zusammen mit ausgewählten Verbündeten, zum Beispiel dem Nadar Ensemble, dem Ensemble Mosaik oder dem Trio Catch. Darüber hinaus ist Schüttlers Musik mit zahlreichen renommierten Klangkörpern und auf internationalen Festivals zu hören, etwa dem Warschauer Herbst, Musica Strasbourg, den Donaueschinger Musiktagen oder Wien Modern. Hinzu kommen Publikationen, Radiosendungen, Vorträge, Kurse, Performances, Ausstellungen und Konzerte weltweit. Schüttler studierte Komposition und Musiktheorie an der Folkwang Universität der Künste bei Nicolaus A. Huber und Ludger Brümmer. Stipendien unter anderem am ZKM Karlsruhe und der Villa Serpentara. Seit 2014 ist Schüttler Professor* für Komposition an der Hochschule für Musik und Darstellende Kunst Stuttgart. – Adresse: Staatliche Hochschule für Musik und Darstellende Kunst Stuttgart, Urbanstr. 25, 70182 Stuttgart, Deutschland.
E-Mail: luxa.schuettler@hmdk-stuttgart.de.

Von Brian Eno stammt der Neologismus „Scenius“ als Gegenentwurf zum Begriff des Genies. Gemeint ist der Umstand, dass herausragende Produktionen häufiger als behauptet vom Austausch und der Praxis einer größeren Gruppe geprägt sind, von einer „Szene“. Mir gefällt an dem Gedanken nicht nur die Dekonstruktion des

individualistischen, maskulin-heroischen Geniebegriffs. Eno betont die kaum zu überschätzenden Vorzüge einer positiven, sich unterstützenden Gemeinschaft im Gegensatz zu Konkurrenz und Abgrenzung. Das Wissenschaftskolleg zeigt paradigmatisch die Kraft einer solchen gemeinschaftlichen Umgebung. Für mich war das durchaus eine neue Erfahrung. Bislang erging es mir in wissenschaftlichen und kulturellen Institutionen häufig anders. Viel behauptete Exzellenz, Gängelung und Selbstdarstellung. Wenig Risikobereitschaft, Vertrauen in längere Prozesse oder Bereitschaft zu grundlegender Veränderung. Es liegt in der Natur von Institutionen, dass sie immer ihrer Zeit hinterher sind. Nur ihre Fähigkeit zur (Selbst-)Kritik und zur Erneuerung sichert ihre Legitimität. Eine Institution ist immer nur so exzellent wie der Wandel, den sie zulässt und befördert. Als Museum für Genies macht sie sich überflüssig. Die zehn Monate am Wissenschaftskolleg haben mir auf eindrucksvolle Weise gezeigt: Eine ideale Institution kann gemacht werden. Von diesem Gedanken war ich jedoch zu Beginn meines Aufenthaltes weit entfernt.

Rückblick. Es ist September 2023. Wir neuen Fellows sitzen zum ersten Mal gemeinsam im großen Kolloquienraum. Alle stellen sich der Reihe nach vor. Je näher das Sprechen müssen an mich heranrückt, desto größer wird meine Aufregung. Mein Unterkiefer zittert, mir stockt die Stimme. Was in schlechtem Englisch aus meinem Mund kommt, vergesse ich sofort wieder. Nichts von meiner Aufregung hat mit den anderen Fellows zu tun, kaum etwas mit dem Wissenschaftskolleg. Das meiste bringe ich selber mit. Meine Angst, zu scheitern, aufzufliegen. Meine Projektion, in solch eine elitäre Institution nicht hineinzupassen. Mein Gefühl, überhaupt eine ganz andere Person zu sein. Ich ahne nicht, wie richtig dieses Gefühl war. Und auch nicht, wie grundlegend meine Verwandlung werden sollte. Jetzt, im Sommer 2024, beim Schreiben dieser Zeilen, kommt meine Unsicherheit zurück. Ist der Einstieg in den Text angemessen für das Jahrbuch? Was wird von mir erwartet? Also Recherche. Ich lese in den alten Jahrbüchern. Je weiter ich in die Vergangenheit vordringe, umso stärker wird mein Unbehagen. Früher scheint alles wesentlich enger gewesen zu sein. Eine Veränderung, wie ich sie in den letzten Monaten erlebt habe, wäre damals vermutlich nicht möglich gewesen, denke ich. Immerhin wird mir durch die Lektüre der Jahrbücher klar: Ich möchte anders schreiben. Offener. Persönlicher. Mutiger, falls es mir gelingt.

Im Herbst 2023 legt sich meine anfängliche Aufregung nur langsam. Die gängige Erzählung am Wissenschaftskolleg betont die Selbstbestimmung und die freie Entfaltung der Fellows. Jenseits von Leistungsdruck und Rechtfertigung. Für mich stellt sich

die Situation zunächst anders dar. Die Exklusivität und das Narrativ von Exzellenz belasten mich. Das Entsprechenmüssen erzeugt bei mir eine andere Form von Leistungsdruck. Was selbstverständlich zum Profil einer solchen Einrichtung zu gehören scheint, lähmt mich in den ersten Wochen. Den unausgesprochenen Codes versuche ich so gut wie möglich zu gehorchen. Ich imitiere die Sprechweisen, wie schon oft in meinem Leben. Ich versuche, schnell zu lernen. Viele Verhaltensweisen sind mir nicht geläufig und schüchtern mich ein. Einmal mehr spüre ich: Ich stamme aus einem anderen Milieu. Es bedeutet für mich Arbeit, die richtige Rolle zu spielen. Den richtigen Ton zu treffen. Mich zu maskieren, auch vor mir selber. Und natürlich lasse ich mir von all dem nichts anmerken. Das gehört zum Spiel, denke ich. Und auch: Das geht bestimmt nur mir so. Später erfahre ich: Anderen ging es ähnlich.

Leicht hätte es zehn Monate so bleiben können. Ein freundlich-distanziertes Nebeneinanderherperformen. Nicht unwahrscheinlich, hätte es nicht entscheidende Brüche gegeben. Wertvolle Widersprüche. Solidarisierungen. Erste Veränderungen vollziehen sich jedoch nur langsam. Zunächst in abweichenden Kolloquien oder in fragileren Einzelgesprächen. In behutsameren Sprechweisen, habituell weniger stark verengt, weniger stereotyp. Einzelfälle von Verwundbarkeit und Zweifel. Die Mehrheit der Gruppe erscheint mir reserviert. Lange habe ich den Eindruck einer auf zehn Monate gedehnten akademischen Konferenz, in deren internationalen Standards ich mich fremd fühle. Einsamkeit.

Dann ein erster einschneidender Moment, nach etwa sechs Wochen. Es ist Dienstag, Ende Oktober 2023. Während der Fragerunde nach einem großartigen, ungewöhnlichen Kolloquium gibt es zum ersten Mal offenen Einspruch gegen männlich dominantes Verhalten. Zum ersten Mal werden maskuline Machtstrukturen adressiert. Sie existieren überall, wenig überraschend auch unter den Fellows am Wissenschaftskolleg. Sie zeigen sich in Dauer und Lautstärke des Sprechens, in körperlicher Präsenz, in Blicken, in Gesten. Viele unauffällige Kleinigkeiten, die in ihrer Summe patriarchale Vorherrschaft demonstrieren. Der deutliche Einspruch gegen zu viel männlichen Redeanteil lenkt den Blick auf diese Aspekte und löst Diskussionen aus. Das Thema wuchert weiter und ich werde stark davon erfasst. Auch mein Unbehagen während der ersten Wochen hatte viel mit maskuliner Performance zu tun. Mit der von anderen, aber vor allem mit meiner eigenen. Das wird mir jetzt klar, im Moment der öffentlichen Konfrontation. Dieses Ereignis wird zum Wendepunkt meines Aufenthaltes am Wissenschaftskolleg.

Von nun an beginne ich, die Zweifel und Widersprüche bezüglich meiner Männlichkeit grundlegend zuzulassen. Konflikte mit meiner Geschlechtsidentität sind mir nicht

neu. Sie ziehen sich durch mein gesamtes Leben, haben immer wieder künstlerische und persönliche Krisen ausgelöst. Insbesondere die häufig toxische, maskulin-heroisch geprägte Umgebung der meisten musikalischen Institutionen hat mir viele Wunden zugefügt. Wunden, die auch mit meiner abweichenden sozialen Herkunft zu tun haben. Wunden, die ich mir zum Teil selber zugefügt habe, um mich besser in ein maximal kompetitives Umfeld einpassen zu können. Und obwohl mich diese Themen schon lange begleiten, finde ich erst am Wissenschaftskolleg die richtige Gelegenheit, um daraus radikale Konsequenzen zu ziehen.

Die ersten Monate am Wissenschaftskolleg sind besonders stark von zahlreichen globalen Krisen geprägt. Konkret von den grausamen Ereignissen in Israel und im Nahen Osten. In der Ukraine. Unzählige Gespräche der Fellows kreisen um diese Konflikte. Aber auch um andere drängende Themen wie Klimakatastrophe, Rechtspopulismus, technologischer Wandel. Deutlich wird: Es besteht extremer Handlungsbedarf! Es fehlt weniger an Wissen und Erkenntnis. Vielmehr braucht es die Entschlossenheit, überfällige Veränderungen mit der nötigen Dringlichkeit anzugehen. Dieses Denken mache ich mir zu eigen. Ich wende es auf mich selber an. Ich erlaube es mir! Eine Veränderung des Selbst ist auch eine kleine Veränderung der Welt, denke ich. Das Persönliche ist öffentlich. Ich frage mich: Möchte ich überhaupt männlich sein? Kann und darf ich mich anders begreifen? Ja! Ich traue mich. Ich traue mich, endlich die Person zu sein, die ich schon immer war. Die ich so lange versteckt hatte. Ich beginne, mein eigenes Selbst zu komponieren. Luxa.

Ein weiterer einschneidender Moment. Es ist ein Donnerstagabend im Dezember. Eines der letzten Dinner des Jahres und der letzte Abend des Chanukka-Festes. Das Essen ist beendet, im Restaurant werden die Tische zur Seite geräumt. Die Fellows beginnen zu tanzen. Wir tanzen nicht zum ersten Mal. Doch dieses Mal ist es besonders intensiv. Wieder lege ich auf und zum ersten Mal fühle ich eine starke Verbundenheit zwischen den Fellows. Das Tanzen, die Musik, das gemeinsame Feiern. Zum ersten Mal entsteht eine Gemeinschaft der Körper. Ohne Exzellenz. Ohne Leistung, ohne Erfolge. Nur durch unser Dasein. Wir sind ausgelassen, exzentrisch. Wir liegen uns in den Armen. In dieser Umgebung des Vertrauens fühle ich mich zum ersten Mal angenommen. Angenommen auch in meiner neuen, zart aufkeimenden Identität. Dieses Gefühl wird von nun an immer wieder entstehen. Immer anders. Immer häufiger. Es wird mich wundervoll durch die verbleibenden Monate tragen.

Nun kommt auch endlich mein künstlerisches Arbeiten in Gang. Von Anfang an sollte es in meinen Projekten um diese Themen gehen. Um genderfluides Singen, um Kontrollverlust und Männlichkeit. Theoretisch war alles da. Nur musste es sich zunächst in meinen Körper einschreiben, bevor ich es ausschreiben konnte. Ich musste aus meinem Misstrauen herausfinden. Aus der Ängstlichkeit und der Trauer, die tief hinter den Masken meiner maskulinen Kontrolle versteckt lagen. Den Druck ablegen, meine Exzellenz beweisen zu müssen. Zu einem unbeschwerteren Arbeiten finden. Das gelingt mir von nun an mehr und mehr. Meine Existenz und mein Arbeiten synchronisieren sich.

Am Ende unserer gemeinsamen Zeit schenken mir grandiose Fellows ein T-Shirt. Darauf steht: „THINK LESS DANCE MORE“. Besser kann ich nicht formulieren, wie es mir ergangen ist. Ausgerechnet an einem Ort der Reflexion und Intellektualität gelingt es mir, überflüssiges Denken zu reduzieren. Meine Zweifel zuzulassen und für mich fruchtbar zu machen. Mich grundlegend und nachhaltig zu verändern. Meine Erfahrungen belegen: Das Wissenschaftskolleg ist die ideale Institution. Oder persönlicher formuliert: Die Fellows lassen das Wissenschaftskolleg zur idealen Institution für mein Arbeiten und meine tiefgreifende Verwandlung werden. Und das Wiko unterstützt diesen Prozess auf wundervolle Weise. Erst fingen die Fellows an zu tanzen, dann lassen die Fellows das Wiko tanzen und machen es zu seiner besten Version. Alle haben daran ihren Anteil. Die dort arbeiten, forschen, die zu Besuch kommen. Als Gemeinschaft erzeugen wir die Voraussetzungen für dringend benötigten Wandel: Wertschätzung, Ehrlichkeit, Freundschaft, Mut, Vertrauen. Wildes Denken hat auch mit Zärtlichkeit zu tun.